

Diogenes

Leseprobe



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG
www.diogenes.ch

Amélie Nothomb

*Eine heitere
Wehmut*

Roman

*Aus dem Französischen von
Brigitte Große*

Diogenes

Titel der 2013 bei
Éditions Albin Michel, Paris,
erschiedenen Originalausgabe:
›La nostalgie heureuse‹
Copyright © 2013 by Éditions Albin Michel
Umschlagfoto: Amélie Nothomb
(Ausschnitt)
Copyright © Marianne Rosenstiehl

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2015
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
60/15/8/1
ISBN 978 3 257 06926 6

Alles, was man liebt, wird zu einer Geschichte. Meine erste war Japan. Als man mich dem Land mit fünf Jahren entriss, begann ich mir davon zu erzählen. Bald störten mich die Lücken. Was konnte ich von dem Land, das ich zu kennen meinte, das sich aber im Lauf der Jahre von Körper und Geist entfernte, überhaupt noch sagen?

Zu keinem Zeitpunkt habe ich beschlossen, etwas zu erfinden. Das ist von selbst passiert. Es ging nie darum, Falsches ins Wahre einzufügen oder das Wahre mit dem Anschein des Falschen zu bekleiden. Was man erlebt hat, klingt in der Brust nach – und diese Musik will man beim Erzählen heraufbeschwören. Es geht darum, sie mit den Mitteln der Sprache aufzuzeichnen. Das erfordert Schnitte und Annäherungen. Man streicht weg, um zu dem Gemütszustand vorzudringen, dem man verfallen ist.

Land. Das Flugzeug fliegt Japan von Süden heran. Ich muss nur von fern durch das Fenster den heiligen Boden erblicken, schon beginnt mein Herz wie wild zu schlagen. Aber es ist erst Shikoku. Ich habe noch nie einen Fuß auf diese Insel gesetzt. Als ich sie überfliege, erkenne ich, was sie von dem Japan, das ich kenne, unterscheidet: Sie ist nur spärlich besiedelt und kaum urbanisiert. Der Begriff des Archipels ist vollkommen widersprüchlich. Wenn Shikoku dazugehört, warum dann nicht Sachalin? Und die Kurilen? Aber wir sollten die Russen nicht mit diesen alten Geschichten ärgern. Der Streit müsste in größeren Maßstäben ausgefochten werden. Schließlich ist ganz Eurasien, von fern betrachtet, eine Insel. Warum gehört sie nicht zum japanischen Archipel? Auch wenn diese Idee auf den ersten Blick absurd erscheint, hat sie, vom Flugzeug aus betrachtet, ihre Logik.

Der Flughafen von Osaka liegt am Meer. Zwei Sekunden vor der Landung ist immer noch kein Boden unter dem Fahrwerk. Ich halte die Luft an.

Das Team von France 5 erwartet mich, es ist schon am Vortag angekommen. Es filmt meine ers-

ten Schritte auf japanischem Boden. Ich beschließe, dass mich das nicht stört. Was nimmt eine Kamera schon davon wahr, was sich in mir abspielt? Sie fängt bloß die Kräuselungen an der Oberfläche des Sees ein. Ich bleibe in meinen tiefsten Tiefen, wohin kein Lichtstrahl dringt.

Wir nehmen den Bus nach Kobe. Wir fahren am Meer meiner Kindheit entlang; 1970 war die Bucht von Osaka eine Müllhalde. Inzwischen ist sie wunderbarerweise gesundet. Zwischen Osaka und Kobe reißt das Gewebe der Stadt nicht ab. Die Landschaft hat nichts Hübsches an sich, überwältigt mich aber dennoch. Der Satz »Ich sitze in einem Bus nach Kobe« reicht aus, um mich in Regionen innerer Verwüstung zu stürzen.

Nach Einbruch der Dunkelheit erreichen wir das Hotel. Ich weiß nicht, was ich empfinde.

Rekapitulieren wir. Es ist der 28. März 2012. Ich bin eine belgische Schriftstellerin, die nach langer Abwesenheit das Land ihrer ersten Erinnerungen wieder sieht.

Das letzte Wiedersehen mit Japan fand vor sechzehn Jahren statt, das letzte Wiedersehen mit Kobe vor dreiundzwanzig Jahren. In der Zwischenzeit wurde diese Stadt durch das Erdbeben am 17. Januar 1995 zu großen Teilen zerstört. Was ich aus dem

Fenster sehe, wirkt vertraut. Aber das kann nicht sein.

Dasselbe gilt für die Beobachterin. Ich bin vierundvierzig Jahre alt. Wenn die Zeit etwas am Menschen bemisst, dann seine Wunden. Ich habe wohl nicht mehr oder weniger als sonst jemand – also viele. Dennoch bin ich alles andere als abgehärtet, mein Herz ist bloßgelegt. Ich reagiere heftiger als früher. Kaum sehe ich diese wiederhergestellte Stadt, beginne ich zu zittern. Irgendwo hier, in einem Viertel, das ich nicht kenne und nicht einordnen kann, lebt meine Amme, Nishio-san. Morgen werde ich sie wiedersehen. Der Satz erdrückt mich. Ich bin dem bestimmt nicht gewachsen.

Der 29. März beginnt unsanft. Wir fahren nach Shukugawa, in das Dorf, in dem ich meine ersten fünf Jahre verbrachte. Wir müssen den Zug nehmen. Unterwegs fällt mir auf, dass es sich eher um eine Art S-Bahn handelt. War das, als ich klein war, auch schon so? Ich weiß es nicht. Als Kind kam mir die Fahrt nach Kobe wie eine Expedition vor.

Ein Bahnhof folgt auf den anderen. Die Namen sind mir vertraut. Es ist ein schöner Frühlingstag. An jedem Bahnübergang ertönt ein Signal, das sich nicht verändert hat. Das schrille Ding-ding-ding ruft eine große Aufregung in meiner Erinnerung hervor. Ob es vernünftig ist, hierher zurückzukehren?

Am Bahnhof von Shukugawa nehmen wir ein Taxi. Das klingt schon falsch. Taxifahren in Shukugawa – warum nicht Formel eins in Kythera? Im Dorf meiner Kindheit gibt es keine Taxis. Was ist passiert? Es ist kein Dorf mehr, sondern ein schicker Vorort, eine teure Wohngegend.

Mir wird ganz kalt. Natürlich gab es den 17. Januar 1995 – niemand mehr nennt das Ereignis anders, so vermeidet man die Verwechslung mit dem

II. März 2011 –, und ich war seither nicht mehr da. Ich muss mich auf Veränderungen gefasst machen, ich darf dem Dämon der Trauer nicht nachgeben, das Leben hat gesiegt, nur das zählt.

Im Taxi versteinere ich. Die Kamera filmt einen Stein, der sich umschaute. Er ist auf Höflichkeitsbesuch im Land seiner frühen Kindheit. »Und wie geht es Frau Ueda?« – »Oh, die Ärmste, ihr Mann wurde vom Dach des Hauses erschlagen, damals, Sie verstehen, und dann ist sie fortgezogen, um nicht mehr daran denken zu müssen.« – »Und das Bonbongeschäft, in das Yasuyoshi immer mit mir ging?« – »Seit dem Wiederaufbau gibt es hier keine Bonbons mehr, dort ist jetzt eine Reinigung.« – »Und Yasuyoshi? Wohnt er noch hier?« – »Er ist tot.« – »Wie kann das sein? Als ich vier war, war er achtzehn!« – »Motorradunfall.«

An der Oberfläche der Dinge zu bleiben ist ein Talent, das mir fehlt. Ich darf bloß nicht zittern. Wenn das erst einmal die Oberhand gewinnt, ist der Nerv getroffen. Dann hilft nichts mehr, und ich zittere nicht wie ein Blatt, sondern wie eine Maschine kurz vor der Explosion.

»Da sind wir«, sagt der Taxifahrer.

»Wo?«, frage ich stupide zurück.

»Bei der Adresse, die Sie mir genannt haben.«

Vor dem Haus meiner Kindheit also. Ich steige

aus. Das ist die Apokalypse: wenn man nichts mehr wiedererkennt.

Ich setze mein höfliches Gesicht auf, um die Örtlichkeiten zu erkunden. Anstelle des Hauses, in dem ich die ersten fünf Jahre meines Lebens verbrachte, steht hier jetzt das japanische Pendant zu den protzigen Villen, die Leute heutzutage in Verrières-le-Buisson bauen, um sich selbst von ihrem gesellschaftlichen Erfolg zu überzeugen. Ja, man hatte mich vorgewarnt, dass das Haus (für mich der Inbegriff des »Hauses«) dem Erdbeben zum Opfer gefallen sei. Aber Wissen ist eines, Sehen ein anderes.

Wenn ich Japanerin bin, dann darin, dass ich in dem Moment versteinere, wo ich spüre, dass meine emotionale Reaktion zu heftig wird. Mein erstarrter Körper spaziert durch die Straßen. Man hält mir ein Mikro vor den Mund, und ich sondere eine hohle Floskel über das Vergehen der Zeit ab.

Ich merke, dass ich den Ort anflehe, mir ein Zeichen zu geben. Das ist idiotisch, wie könnte diese Villa zu mir sprechen? Aber etwas passiert tatsächlich. Ich sehe, wie eine Haushälterin mit einem Haufen Wäsche aus dem Personaleingang kommt und sie zum Trocknen an die Leinen hinter der Küche hängt.

Nishio-san, meine heißgeliebte Amme, hat am selben Ort dasselbe getan. Fasziniert schaute ich da-

mals zu, wie sie es schaffte, die großen Laken so zu entfalten, dass aus einem Fetzen eine glatte Fläche wurde.

Plötzlich fällt mir ein, dass ich meine Wäsche wasche, seit ich siebzehn bin. Abgesehen vom Schreiben ist Waschen die einzige Konstante in meinem Alltag, und ich mag es nicht, wenn es jemand anderes für mich erledigt. Hätte ich einen Hygienefimmel, könnte man das verstehen, aber so ist es nicht. Die Wahrheit erschließt sich mir dank dieser Unbekannten: Dass ich meine Wäsche wasche, ist für mich der Beweis, dass ich Nishio-sans Tochter bin.

Intensiv betrachte ich diese Frau dabei, wie sie die feuchten Hemden aufhängt. Die Kamera schließt daraus, dass das wichtig ist, und filmt die Frau.